

Friedrich Hebbel

Autor(en): **Brawand, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 11

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637046>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

die demütig ringende Seele war mir wohl bei dem überschnellen Aufbau abhanden gekommen, denn was nun vor Frau Hüppi stand, war wirklich eine Bildsäule aus Ton, ein gespreizter Hohlbau, in dem Satanas ein Liedchen piff und um den ein Machtrausch säuselnd wehte. Wie fortgeblasen schien alles, was mir ehrlich Schmerz bereitet hatte, der Speichellecker in mir fühlte sich ganz zuhause und klärte mich auf: Frau Hüppi hat recht, du berühmte Anna hältst alles in deinen Händen: Hüppi, Ceromsky und die kluge Frau Marga. Ein Wort von dir, du mächtige Anna, kann selig machen oder verderben. — So mag es dem Prinzenknaben zumute sein, der eben zum Fürsten ausgerufen, das Szepter zum ersten Male machtlüsternd in seiner Hand hält.

„Was sollte mir daran liegen, Sie zu verderben?“ sagte ich gnädig.

„Und doch willst du mir nicht helfen!“ sie trodnete ihre Tränen.

„Wer sagt denn, daß ich Ihnen nicht helfen will? Nur zu Ceromsky kann ich nicht gehen, aber denken Sie sich etwas anderes aus, etwas Menschenmögliches, so werde ich's tun.“

„Ist das so? Ist das wirklich so, Anna? Dann wüßte ich —“

Sie war wieder Feuer und Flamme: „Liebste, beste, entzündendste Anna, nicht wahr, du bist mir nicht mehr böse, daß ich zornig und eifersüchtig war, aber zu denken, daß ich mich auch auf dich nicht mehr verlassen könne, das war wirklich zu viel. Eine herrliche Idee habe ich — wenn du ja sagst — aber höre: Da du durchaus nicht zu ihm gehen willst, so schreibst du ihm bitte sofort ein paar Zeilen. Du sagst ihm, du wollest ihn heute Abend da und da treffen, aber statt deiner gehe natürlich ich hin und rede mit dem eifersüchtigen Herrn! Ein köstlicher Spaß! Ich sehe schon sein verdähtes Gesicht. Und der Ceromsky soll mir nie wieder anspruchsvoll werden, nie mehr! Brillant, brilliant, auf alle Fälle kann ich ihn so hinziehen, bis ich mit Bardelli in Ordnung bin!“ Sie rieb sich die Hände vor Vergnügen und umarmte mich laut lachend.

Mein Hochmutsteufel aber machte sich mit einem Sprung, der mich fast umgeworfen hätte, aus dem Staube. Es schwieg das Säuseln um mich in totenhafter Stille. Wie erschlagene Vögel stürzten die sich brüstenden Gedanken zur Erde. In schrecklicher Verlassenheit stand mein tönerner Bau und in ihn hinein hallte Frau Hüppis Lachen. Ich spürte und vernahm dies alles deutlich, ich war nicht blind und nicht ungewarnt. Ich sträubte mich gegen Frau Hüppis Ansinnen, ich witterte die neue Gefahr.

„Du willst nicht? Auch das nicht? drängte sie, „ich diktiere dir, es ist ja nichts als ein Tux, ein paar Worte! Du stehst da, als trügest du die ganze Welt mit allen ihren Sünden auf deinen zwei Schultern! Liebe Zeit, was wagst du dabei, wenn du mir den kleinen Gefallen tust? Den Brief muß mir Ceromsky selbstverständlich herausgeben und vor deinen Augen zerreiße ich ihn. Natürlich sage ich ihm, daß er von mir diktiert wurde, das ist ja der Hauptspäß daran, darauf freue ich mich ja am meisten, am allermeisten!“ Und sie lachte wieder, es klang wie silberhelles kinderfrohes Jubeln. —

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Hebbel.

Zum 120. Geburtstag des grossen tragischen Dichters.

Von Friedrich Brawand.

Am 18. März jährt sich zum 120. mal der Geburtstag des Dichters Friedrich Hebbel. In den Dezember dieses Jahres fällt die siebzigste Wiederkehr seines Todestages. Fünfzig Jahre weilte Friedrich Hebbel auf dieser Welt, welche ihm das irdische Dasein wahrlich nicht leicht gemacht hat. Hebbels Leben war ein ununterbrochener Kampf gegen die Willkür der Mitmenschen, gegen seelische und wirtschaftliche Nöte. Seine wirtschaftliche Existenz besserte sich erst in seinem vierzigsten Altersjahr, die Wohlthat eines sorgenfreien Lebens genoss er nur wenige Jahre.

Erster Sohn eines armen Maurers, wurde Friedrich Hebbel am 18. März 1813 zu Wesselsburen, einer Kleinstadt in Norderdithmarschen, geboren. Seine Eltern lebten in den denkbar kümmerlichsten Verhältnissen, welche durch die Geburt des Sohnes noch verschlimmert wurden. Hebbels weit verzweigter Verwandtschaft ging es nicht besser. Die Not der Familie wurde durch die Geburt eines zweiten Sohnes zum schwarzen Elend.

Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn war weit davon entfernt, ein equidickes zu sein und ohne die nimmer müde Vermittlung der Mutter wäre der junge Hebbel, bei seiner Empfindlichkeit, schon in den zartesten Jahren zugrunde gegangen. Der unter dem Joch des Elends dumpf hinbrütende Vater war ein harter Erzieher, außerstande, die fein entwickelte Seele seines Ältesten zu verstehen. Die Beziehungen zu seiner Mutter waren bedeutend glücklicher, wenn auch sie, bei ihrer Geistesstufe, den Knaben auch nicht verstehen konnte. Ihr allein verdankt es Hebbel, daß er regelmäßig die Schule besuchen konnte.

Im dreizehnten Altersjahr mußte Hebbel der kategorischen Forderung seines Vaters Folge leisten und das Maurerhandwerk erlernen. Des Vaters plötzlicher Tod im November 1827 befreite aber den Knaben von dem ihm verhassten Handwerk.

Für Friedrich begann, wenn nicht ein neues, so doch ein anderes Leben, unter welchem er lange Jahre litt, da er dieses Dasein als erniedrigend und unwürdig empfand. Der Präsident der Gemeinde nahm ihn auf und beschäftigte ihn zuerst als Laufjungen, später, als er die ungewöhnliche Begabung des Knaben erkannte, als Schreiber. Daß er, der geistig hoch über seinem Vorgesezten stand, jahrelang am Gesindestisch essen und das Bett mit einem kränklichen Rutscher teilen mußte, erfüllte Hebbel noch in den Jahren seines Ruhmes mit Bitterkeit.

Ein Sonnenstrahl für Hebbel war des Beamten Bibliothek, deren Bücher den jungen Mann tief beglückten und anregten. Wenn auch die Quellen, aus welchen er seine Bildung schöpfte, nur spärlich flossen, so reifte Hebbel doch mit staunenswerter Schnelle zum selbständigen Dichter und Denker heran. Seine ersten Gedichte entstanden in Wesselsburen um das Jahr 1830 und erschienen zum Teil in einem kleinen Lokalblatt.

Unermüdtlich versuchte Hebbel, die Lücken seiner Bildung auf autodidaktischem Wege zu füllen. In Wesselsburen aber war ihm alles versperrt und er fühlte, daß er in den kleinen Verhältnissen seiner Heimat niemals das werden konnte, was er werden wollte. Versuche, mit bekannten Persönlichkeiten der literarischen Welt Beziehungen anzuknüpfen, blieben erfolglos. Hebbel war der Verzweiflung nahe, als ihm die Herausgeberin einer Zeitschrift, Amalie Schöppe, die Erlösung aus der erdrückenden Umgebung brachte. Sie konnte eine Anzahl Gönner dazu bewegen, dem jungen Hebbel ein Studium in Hamburg zu ermöglichen. Im März 1835 verließ Hebbel Wesselsburen und zog nach Hamburg.

Raum in Hamburg, traten die ersten Enttäuschungen an ihn heran, welche, immer zahlreicher und bitterer werdend, ihm den Aufenthalt in der großen Stadt unerträglich gestalteten. Er verließ daher Hamburg im Frühling 1836 und siedelte nach Heidelberg über, wo er, ohne immatrikuliert zu sein, die Universität bezog.

In Hamburg hatte Hebbel eine Bekanntschaft gemacht, die nicht ohne Folgen für sein späteres Leben bleiben sollte. Es war die Bekanntschaft mit Elise Lensing, der zehnten Tochter der Familie, bei welcher er wohnte. Diese Elise Lensing, eine Näherin, entbrannte in leidenschaftlicher, opferungsvoller Liebe zu dem jungen Dichter. Sie war es, die ihn in Hamburg vor dem geistigen und materiellen Zusammenbruch bewahrte, die allein Hebbel in den nachfolgenden Jahren geistig aufrecht hielt und ihn auch, so gut es ihr möglich war, materiell unterstützte. Da Hebbel ihre Gefühle nie erwidern konnte, entstand nach und nach ein Konflikt, der seine ohnehin verwickelten Lebensverhältnisse noch mehr verwickelte und schließlich tragisch enden mußte.

Hebbels Heidelberger Aufenthalt war von kurzer Dauer, denn schon im Herbst des gleichen Jahres finden wir ihn in der Kunststadt München, wo seiner drei freudlose Jahre harren. Nur auf den Ertrag kärglich honorierter Zeitungskorrespondenzen und die ihm leidenschaftlich aufgedrängte Unterstützung Elisens angewiesen, schlug er sich mit äußerster Sparsamkeit kümmerlich durch. Aber er war unermüdet bemüht, die Welt und die Kunst immer tiefer zu ergründen. In all dem Unglück trafen ihn kurz nacheinander zwei Schicksalsschläge: Die Nachricht vom Tode seiner Mutter in Wesselburen, — der Tod seines einzigen Freundes in München, Emil Rousseaus. Der Aufenthalt in München verleidete ihm vollkommen, — er sehnte sich nach der einzigen teilnehmenden Seele zurück, nach Elisen.

Im März 1839 trat Hebbel die Fußreise von München nach Hamburg an. Er erreichte Hamburg vollständig mittellos, ausgehungert, am Ende seiner Kräfte. Elise verstand es, den Widerstrebenden, der ihr so viel schuldete, an sich zu fesseln. Ein unnatürliches Band verband die beiden, die leidenschaftlich Gebende und den unwillig Empfangenden. Am 5. November 1840 schenkte Elise einem Sohn das Leben, — für Hebbel eine Quelle neuer Sorgen. In dumpfer Resignation verlebte er die drei nachfolgenden Jahre, bis er den Entschluß faßte, Freundin und Kind zu verlassen, um sich in Kopenhagen um ein Reisestipendium zu bewerben.

In diesen Jahren tiefster Misere entstanden seine ersten dramatischen Werke. Im Jahre 1840 in Berlin uraufgeführt, erregte „Judith“ sofort großes Aufsehen und begründete Hebbels Stellung in der deutschen Literatur. Allerdings blieb „Judith“ nicht lange auf dem Spielplan der Bühnen und „Genoveva“ wurde zuerst überhaupt nicht aufgeführt.

Die ersten Monate seines Aufenthaltes in Kopenhagen verliefen resultatlos und erst in einer zweiten Audienz bewilligte der König ein Reisestipendium. Hebbel kehrte nach Hamburg zurück, welches er im Herbst 1843 verließ, um nach Paris zu reisen. Dort erreichte ihn die niederschmetternde Nachricht vom Tode seines Söhnchens Max. Am 14. Mai 1844 gebar ihm Elise in Hamburg einen zweiten Sohn, welcher drei Jahre später schon sterben sollte. Hebbel verließ Paris und reiste nach Marseille, von dort nach Rom. Im Jahre 1845, nachdem er die Campagna und Neapel kennen gelernt hatte, lief sein Reisestipendium ab. Ein weiteres Stipendium wurde nicht bewilligt, so daß Hebbel nichts anderes übrig blieb, als heimzukehren.

Da schob sich das Schicksal zwischen den resigniert heimwärtsziehenden Dichter und die auf ihn wartende Misere. In Wien, wo er Ende 1845 fieberkrank und aller Mittel entböhrt, ankam, lernte er die gefeierte Hofchauspielerin Christine

Enghaus kennen. Bald stand beider Entschluß fest, die Ehe einzugehen. Eine Verständigung mit Elisen konnte Hebbel



Friedrich Hebbel.

zuerst nicht erzielen. Trotzdem heiratete er Christine Enghaus am 26. Mai 1846.

Der Druck des Lebens lastete so schwer auf ihm, daß er seine Rettung einzig und allein in einer Ehe mit Christine erblickte. Mit dieser Ehe, für beide Teile gleich glücklich, findet die Tragödie seines Lebens den veröhnenden Abschluß.

Elise Lensing entschlief am 18. November 1854, nach Jahren wehmütiger Resignation.

Auch in Wien hatte Hebbel mit allerlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Ein neues Unglück brach über ihn herein, als sein erstes Kind mit Christine wenige Monate nach der Geburt starb. Die Geburt seines Töchterchens Christine, am Weihnachtstag 1847, verschaffte ihm Trost und neue Lebensfreude. Wenn er zunächst auch wenig unmittelbare Erfolge als Dichter zu verzeichnen hatte, fühlte sich Hebbel im Jahrzehnt 1850—1860 doch menschlich befriedigt. Seine materiellen Verhältnisse hatten sich so weit gebessert, daß er im Jahre 1855 in Orth am Traunsee ein kleines Sommerhaus erwerben konnte, was ihn zum glücklichen Menschen machte. Trotz vieler Anfeindungen wuchsen sein Ansehen und literarischer Ruf unaufhaltsam. Seinen Dramen „Judith“, „Genoveva“, „Der Diamant“, „Maria Magdalena“, „Ein Trauerspiel in Sicilien“, „Julia“, „Herodes und Marianna“, „Der Rubin“, welche in den Jahren 1840—1850 entstanden, folgten im Jahrzehnt bis 1860 die Werke „Michelangelo“, „Agnes Bernauer“, „Gnges und sein Ring“, „Die Nibelungen“ und „Dimetrius“.



Insel St. Marguerite. Die Festung. Hier lebten die eiserne Maske und Bazaine.

Neben diesen dramatischen Werken schrieb Hebbel zahlreiche Gedichte, Erzählungen und Novellen.

Während seiner letzten Lebensjahre führten ihn seine Reisen nach Venedig und Mailand, nach Paris und London. Ein besonders festes Band fesselte ihn an Weimar, wo er überall begeisterte Aufnahme fand. Die Aufführung seiner Nibelungen-Trilogie an der Weimarer Bühne war ein glänzender Erfolg und leitete eine gründliche Besserung in Hebbels literarischer Stellung ein, welche sich auch in Wien, wo Hebbel lebte, bemerkbar machte.

Doch raufchten über Hebbel bereits die Schwingen des Todesengels. Als er am 10. November 1863 aus Berlin die Nachricht erhielt, daß ihm für die „Nibelungen“ zum ersten Male der neugestiftete Schillerpreis gewährt sei, rang er bereits mit dem Tod.

Friedrich Hebbel starb in den Morgenstunden des 13. Dezember, nachdem er tags zuvor von den tief erschütternden Seinen Abschied genommen hatte. Seine Frau lebte noch 47 Jahre und folgte ihm im Jahre 1910 als dreiundneunzigjährige Greisin.

Auf den Lerinischen Inseln.

Der weite Golf von Juan westlich Cannes, in welchem 1815 von Elba her Napoleon I. zum Kaiserreich der hundert Tage landete, ist von den Lerinischen Inseln abgeschlossen, zwei herrlich schönen kleinen Eilanden im unwirklich blauen Mittelmeer. Juan — les Pins — verdankt dieser Tatsache seinen wundervollen, kilometerlangen Sandstrand, den schönsten Badeplatz der Riviera, an welchem vom Februar bis zum Oktober gebadet wird. Der Fremdenort hat natürlich regelmäßige Ausflugstouren zu den Inseln eingerichtet. Eines Tages fuhr ich hin, vorbei an einigen englischen Kriegsschiffen, die zehn Tage lang in dieser paradiesischen Gegend Ferien genossen. Haben Sie schon vom Mann mit der eisernen Maske gehört? Ich sah die Geschichte einmal im Film. Für den Filmregisseur ein sehr dankbarer Stoff, der der Phantasie freien Spielraum gewährt. Später las ich Alexander Dumas „Le Vicomte de Bragelonne“. Die Geschichte spielt auf den Lerinischen Inseln. Trübselig baut sich direkt vom Meere auf an der größeren Insel, Sainte Marguerite geheißten, ein altes, graues, mächtiges Fort am Felsen auf. Hier schmachtete der Mann mit der eisernen

Maske von 1687 bis 1698, den ich im Film, die Maske vor dem Gesicht, im dreifach vergifteten Kerker trauern sah. Nur hier und da führten ihn die Wächter auf die Bastion, allwo ihn der Blick auf das weite Meer, das im Uebermaß des Lichtes ganz metallisch glänzt, die Sicht auf Cannes, die ganze Rivieraküste von Bordighera bis Saint Tropez, für wochenlange Qual entschädigen mußten.

Die Spannung auf den wahren Schauplatz der Geschichte ist vorhanden. Um die Insel herum ist das Meer eigenartig klar, leuchtet vom Saphirblau bis zum Smaragdgrün, schillert aus der Tiefe opal- und purpurartig, erglänzt stellenweise perlmuttfarbig. So erkennt man auf dem Meeresgrund die üppigen Seegrasswiesen und Algen. Wir landen, streben einem hübschen Fußweg dem Meer entlang, umströmt vom eigenartigen Geruch der meterhohen Alspodden, die äußerlich unserer Kirbel gleichen mögen, winden uns zum Kastell empor, das seinerzeit der Kardinal Richelieu bauen ließ. Nun sind wir im weiten Hof, blicken hin-

über auf Cannes, auf das Esterelgebirge, hören flüchtig aus dem langweiligen Geplauder des Führers, daß während des Weltkrieges hier ein Hospital für die deutschen Kriegsgefangenen errichtet war, daß sie die Schloßkirche renovierten, um sich nützlich zu machen. Und stehen endlich im Kerker des Mannes mit der eisernen Maske. Ein dunkles Burgverließ mit faulendem Stroh, nassen Wänden, ist es nicht. Dennoch haben die diden, zum Meere strebenden Mauern jeden Fluchtversuch vereitelt. Nur spärliches Licht, aus kleinem Fenster, durch das keine Sonne golden kann, hellt den düsteren Raum. Und das dreifache Gitter ist wahrhaftig da. An der Wand aber hängt der lehnenlose Stuhl, der dem Gefangenen Sitzgelegenheit war. Die Gitterstäbe des Fensters aber lassen just den Blick auf die Schönheiten des Golfs von Juan frei. Wer ist der Mann mit der eisernen Maske? Ja, wer diese Frage einwandfrei beantworten könnte, verdiente den Dokortitel. Wohl 50 Schriftsteller und Gelehrte haben auf ihre Weise das geheimnisvolle Dunkel zu läuten versucht. Paul de Saint-Victor berichtet geradezu von einem „concours d'Oedipes autour du Sphinx enchainé“. Voltaire behauptete, der Gefangene sei der Bruder des Sonnenkönigs Louis XIV. gewesen. Alexander Duma hat diese Behauptung in seinem bereits genannten Roman ins Volk getragen. Nichts spricht für diese Fabel. Franz Fund-Brentano scheint das Rätsel richtig gelöst zu haben. Er sieht im Mann mit der eisernen Maske den Grafen Hercules Anthonn Mattioli, Minister von Herzog Karl IV. Dieser habe einen Plan über die Erwerbung der Festung Casale Monferrato an Oesterreich verraten, sei gefangen genommen und zuerst auf der Festung Bignerolo interniert worden. Später kam er ins Gefängnis de Saint-Mars nach der Insel Sainte-Marguerite. Die Maske, die er ständig tragen mußte, war allerdings nicht aus Eisen, sondern aus Samt. Sie sollte unzweifelhaft verhindern, daß jemand den Gefangenen erkannte. Andere Deutungen lassen wir bei Seite. Aber eines darf nicht vergessen werden: Hier war nach dem deutsch-französischen Kriege 1870/71 auch Marschall Bazaine gefangen, den man des Verrats von Metz bezichtigte. Eines Tages war er verschwunden. Unsere Führerin war so ehrlich, beide Versionen über den Hergang der Flucht zu berichten. Seine Frau, eine junge Mexikanerin und der Adjutant Bilette hatten die Hände im Spiel und bereiteten die Flucht nach Spanien vor. Es scheint aber wenig wahrscheinlich, daß sich der Marschall in finsterner Mistralnacht an einem Seile zum Meere herunter-